

# **Digitales Brandenburg**

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

## **Die Quitzows und ihre Zeit oder die Mark Brandenburg unter Kaiser Karl IV. bis zu ihrem ersten Hohenzollerschen Regenten**

**Klöden, Karl Friedrich von**

**Berlin, 1890**

Sechundzwanzigstes Kapitel.

**urn:nbn:de:kobv:517-vlib-1680**

## Sechszwanzigstes Kapitel.

Johann von Quitow hatte es sehr übel empfunden, daß die Magdeburgischen ihm während seiner Gefangenschaft Fehde angekündigt und ihn bekriegt hatten, und wenn sie dafür auch durch seinen Bruder eine tüchtige Strafe erhalten, die sie so leicht nicht verwinden mochten, so glaubte er es sich doch schuldig zu sein, auch von seiner Seite sie seinen Zorn fühlen zu lassen. Er rückte daher anfangs März in das Magdeburgische ein und hauste um so barbarischer, als ihm nur ein unbedeutender Widerstand entgegengestellt wurde. Die Fehde galt dem Erzbischof Günther, der Stadt Magdeburg und demjenigen Teile des Landes, welches rechts von der Elbe lag. Die Stadt Sandau wurde belagert und genommen, auch das Schloß mußte sich ergeben. Er setzte seinen Vetter Klaus von Quitow zu Rühstädt als Hauptmann des Schloffes nach Sandau und zog mit seinem Haufen vor Serichow. Auch hier würde er sich des Schloffes unstreitig bemächtigt haben, wenn man nicht Friedensunterhandlungen angeknüpft hätte, um weiteren Verheerungen Schranken zu setzen. Das Stift und die bei dieser Fehde beteiligten Städte schlossen mit ihm und seinem Bruder, dem von Rathenow her der Eingang in das Erzstift so offen war, wie Johann von Blau aus, einen Frieden auf ein Jahr unter folgenden Bedingungen. Die Quitows behielten das Schloß Sandau und sollten damit belehnt werden. Sie übernehmen aber auf ein Jahr die Schirmherrschaft über den Teil des Erzstiftes, welcher diesseits der Elbe lag und wollen nicht gestatten, daß ein Feind darin einziele, namentlich wollten sie die Altmärker wehren, und wenn dessenungeachtet es nicht möglich sein sollte, Plünderungen der Altmärker zu verhüten, so wollten sie auf eigene Kosten ersetzen, was dabei von feindlicher Seite genommen würde. Dafür aber sollten alle diejenigen, welche in dem Stifte Magdeburg, auf der rechten Seite der Elbe, in dem ganzen Lande zu Serichow bis an die Elbe vor Magdeburg angeessen wären, den Quitows für jedes Haupt Rindvieh einen böhmischen Groschen zahlen. Dieser Friede, Schirm und Versprechen wurde von beiden Seiten angelobt und besiegelt und somit war die

Ruhe auf ein Jahr hergestellt. So gefürchtet war bereits der Quißowsche Name, daß während dieses Jahres keine feindlichen Einfälle in diesem Landesteil vorkamen. Nach Verlauf des Jahres mußten alle Städte und Dörfer ihre Abgabe nach Blaue senden und abliefern, wodurch ohne Zweifel keine unbedeutende Summe zusammenkam\*).

Um diese Zeit hatte sich eine Fehde entsponnen zwischen dem Ritter Henning von Ziesar auf Neuendorf bei Brück, einem ziemlich unruhigen Mann, dessen Vater bereits in gleichem Ruf gestanden hatte und Henning von der Gröben, einem der mächtigsten Edelleute der Mark. Er hatte früher das Schloß Beuthen auf dem Teltow besessen, es aber 1375 verkauft\*\*). Ihm gehörten die Dörfer Tucheband, Neuendorf, Gelte, Gröben mit einem Kiez, Siethen, Ahrensdorf, Wedigendorf, Wiesdorf und Teile von Weißensee bei Berlin und den Dörfern Blankenfelde, Tempelfelde, Freudenberg und Nybede. Seinen Verwandten Johann und Klaus gehörten die Dörfer Caro, Golm und Bornstädt bei Potsdam und ein Teil von Wustermark. Henning von Ziesar hatte sich wegen des Schlosses Saarmund, in dessen Nähe er wohnte, in eine Art von Schutzbündnis mit Johann von Quißow eingelassen, wonach ihm, wie es scheint, Saarmund ein offen Schloß war, ohne daß Johann jedoch an der Fehde selber thätigen Anteil genommen zu haben scheint. Sie wurde besonders auf den Gütern Hennings von der Gröben und in der gewohnten Weise geführt. Ihren Verlauf hat uns die Geschichte nicht aufbehalten, doch scheint Henning von Ziesar dabei schlecht weggekommen zu sein. Übrigens hatte letzterer im Jahre 1381 das Schloß Beuthen erkaufte\*\*\*).

Dietrichs Grenzstreitigkeiten mit Berlin dauerten fort und gewannen für Berlin einen bedenklichen Charakter. Er nahm ihnen ihre Fischer auf der Spree gefangen, so wie sie zufällig seine Grenze betreten hatten, er fing Feldarbeiter, wenn sie über den Grenzgraben kamen, setzte sie in den Turm und hielt sie längere oder kürzere Zeit eingesperrt. Auf die Beschwerde der Stadt entgegnete er, daß er sie nur wegen Überschreitung seiner Grenzen gepfändet habe. Freilich hätten sie keinen bedeutenden Schaden gethan, darum habe er sie auch umsonst wieder losgelassen, wäre Schaden geschehen, so würde er sie so lange festgehalten haben, bis er ihm vergütigt worden wäre. Er zog neue Landstraßen durch die Umgegend von Coepenick und verbot die alten, indem er sogenannte Wiepen in die alten Wege setzen ließ, die häufig

\*) Becker, Zerbster Chronik in Lindners Mitteilungen aus der Anhalt. Gesch. Heft I. S. 54f. Vielleicht fällt diese Begebenheit etwas später.

\*\*\*) Landbuch S. 64.

\*\*\*\*) Schönemann, Geschichtsbeschreibung von Werder S. 10. Wohlbrück, Geschichte von Lebus II. III. S. 205.

ausgerissen wurden. Jeder Berliner, oder auch jeder Bauer und Feldarbeiter aus Berlins Dörfern, der eines solchen Weges zog, wurde unter dem Vorwande der Pfändung gefangen genommen, denn wenn der Wiepen — eine Stange mit einem Strohwiß — ausgerissen war, so lag er doch in der Nähe hinter irgend einem Busche und man sagte den Gefangenen auf den Kopf zu, sie selber hätten ihn ausgerissen\*). Übrigens läßt sich wohl erwarten, daß dieser Unfug von Dietrich nicht direkt angeordnet war sondern vielmehr von seinen Leuten ausging. Sie wußten, daß er mit Berlin in Streitigkeiten lag und daß er Ursache zu haben glaubte, sich darüber zu beschweren; wie leicht mußten sie dadurch auf den Gedanken kommen, sich bei ihm beliebt zu machen, wenn sie den Berlinern fleißig auf den Dienst paßten und unter dem Vorwande der Wahrnehmung seines Interesses auch die leiseste, selbst nur anscheinende Verletzung eines Rechtes nicht ungestraft ließen? In jedem andern Falle würde Dietrich vielleicht seine Leute zu größerer Nachsicht angewiesen haben, ja ohne ein so gespanntes Verhältnis wären diese vielleicht selber nicht so aufmerksam gewesen. Daß Dietrich sich diese Strenge gefallen ließ, könnte man ihm als Schuld anrechnen, in dessen erschienen solche Mittel zu jener Zeit wegen ihrer allgemeinen Anwendung weniger hart und unerlaubt als jetzt.

Es war wiederum in Berlin ein Tag angegesetzt worden, um den Streit zu erledigen. Dietrich kam von Coepenick nach Berlin und fand sich auf dem Rathause ein. Er verteidigte seine Sache mit großer Klugheit, aber auch der Rat von Berlin machte Gründe geltend, welche rechtsbeständig waren. Es wurde hin und her gesprochen, alle Gründe waren erschöpft und das Recht zweifelhafter als je, denn jede Partei war überzeugt, im Rechte zu sein. Es handelte sich um Herbeischaffung einiger Urkunden, ohne welche Dietrich seine Ansprüche nicht behaupten konnte. Sie waren nicht zu finden. Dietrich wurde empfindlich, die Rathmannen blieben ihm nichts schuldig. Endlich sagte ihm der Bürgermeister Henning Strohband: Nehmts nicht für ungut, Dietrich von Duitow. Aber wir haben erwartet, an euch einen bessern Nachbar zu erhalten, als wir euch finden. Eure Stellung zu uns ist wirklich sonderbar und kaum mehr freundlich zu nennen, denn wir wissen wahrhaftig nicht mehr, ob wir mit euch im Krieg oder Frieden leben. Ihr fangt unsere armen Leute ein, haltet sie fest, und —

Dietrich. Wessen Schuld ist das? Die meinige oder die eurige? Wer sträubt sich, meinen so gerechten Forderungen nachzugeben? Seid ihr es nicht? Was weigert ihr euch, mein Recht anzuerkennen?

\*) Wusterwiß bei Haftiz ap. a. 1409 § 29.

Henning Strohband. Wir dürfen den Rechten unserer Stadt nichts vergeben.

Dietrich. Ich den meinigen auch nichts, denn mein Recht ist so gut als das eurige und hoffentlich werdet ihr nicht glauben, daß es eher einen Puff vertragen kann, als jenes. Ihr versteckt euch hinter leeren Redensarten, wie es die Weise der Städter ist, aber ich weiß sie zu würdigen und gebe um solche Reden keinen Schilling. Könnt ihr die Sache nicht auf dem Wege Rechtens ausmachen, so müssen wir den Weg der Waffen einschlagen.

Henning Strohband. Damit seid ihr Herren Schloßgejessenen stets bei der Hand, denn Gewalt geht euch gern vor Recht und am liebsten gebraucht ihr sie gegen die Städter. Fast scheint es, als ob das zuletzt nur das Ziel eures Beginns sei und eure Rechtsache nur der Vorwand ist, den Krieg herbeizuführen.

Dietrich. Thorheit! Braucht man bei euch wohl lange nach einem Vorwande zum Kriege zu suchen? Man muß es euch lassen, daß ihr einem wenigstens das Suchen sehr erleichtert.

Henning Strohband. Unerhört, und doch seid ihr es, der uns längst nur zu begründete Ursachen zum Kriege gegeben. Oder haltet ihr das Wegnehmen unserer Leute für keine Gewaltthat?

Dietrich. Wollt ihr mir das Recht streitig machen, auf meinem Gebiete unnütze und schadenbringende Eindringlinge zu pfänden? Haltet eure Leute besser im Gehorsam, daß sie fremde Grenzen nicht überschreiten und sich nicht gegen die Ordnungen vergehen, welche auf meinen Gütern bestehen. So lange das geschieht, werde ich sie pfänden.

Henning Strohband. Das heißt, im Frieden handeln, als ob Krieg wäre.

Dietrich. Glendes Wortgefecht! Steht euch der Friede nicht an, so habt denn Krieg! Ich bin wahrhaftig nicht derjenige, der ihn fürchtet, und werde es euch beweisen.

Er wandte sich und schritt zur Thür hinaus. Die Ratmänner blickten sich verlegen an, denn sie hatten diese Wendung nicht vermutet und noch weniger gewünscht. Indessen war nichts mehr zu ändern und man mußte Maßregeln nehmen, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Der Stadt selber konnte Dietrich nichts anhaben, denn dazu war sie zu groß, aber Plünderungen und Gefangenschaft ihrer Bewohner, wenn sie die Stadt verließen, waren vorauszusehen. Man mußte darum durch eine Anzahl von Kriegsknechten die Gegenden vor dem Coepenicker Thore bewachen lassen.

Dietrich bereute seine Heftigkeit. Es war nicht sein Wille gewesen, es mit Berlin bis zum Äußersten kommen zu lassen, denn verfeinden mochte er sich die Stadt nicht. Vielleicht nahm der Rat sein Wort nur

als in der Hitze gesprochen und gab ihm keine Folge. Er nahm sich vor, das Weitere abzuwarten und nicht angriffsweise, sondern nur verteidigungsweise zu verfahren. That der Rat von Berlin dasselbe, so konnte die Sache vielleicht ohne weiteres einschlafen. Im ganzen war dann dieser Mittelzustand zwischen Krieg und Frieden nicht so ganz übel, denn man konnte der Sache eine Wendung geben, wie sie den Umständen am angemessensten war. Dietrich gab daher seinen Leuten den Befehl, sich vor den Berlinern in acht zu nehmen, weil er im Kriege mit ihnen begriffen sei, Reisende und Güter nach Berlin und von Berlin aber passieren zu lassen, wenn sie ihm den Schutzhafner, das Schutzhuhn oder Schutzgeld bezahlten, das heißt eine Abgabe an Hafer, Hühnern oder Geld erlegten\*); außerdem aber, wenn sie nicht angegriffen würden, keine Feindseligkeiten gegen die Berliner auszuüben, denn noch hoffe er die Sache auszugleichen.

Allein die Berliner waren nicht saumselig. Die aufgestellten Streifparteien griffen Dietrichs Leute auf und es kam mitunter zu kleinen Gefechten, bei welchen auf beiden Seiten Leute totgeschlagen wurden. Dietrich beschwerte sich darüber beim Räte, daß er ihn feindselig behandeln ließe, ohne daß der Frieden förmlich abgesagt sei. Der Rat erwiderte darauf, sie hätten nach seiner Äußerung nicht anders glauben können, als daß sie mit einander im Kriege lebten und seine jetzige Verwunderung darüber scheine wohl nur eine Art von Fallstrick zu sein, in welchem sie sich fangen sollten. Die Abfage sei von ihm geschehen und bis jetzt noch kein Frieden gelobt worden, weshalb sie nicht anders könnten, als sich mit ihm im Kriege begriffen betrachten. Von jetzt an verfuhr Dietrich feindlich gegen die Berliner und that ihnen Schaden, wo er konnte. Doch blieben sie ihm nichts schuldig.

Unterdessen war der Zwist mit dem Kloster Lehnin noch immer unbeseitigt. Johann mochte so wenig Schritte zu dessen Beilegung thun als der Abt, und da letzterer sich fortdauernd über das ihm angethane Unrecht beschwerte, so hielt es Johann an der Zeit, ihn empfindlicher zu züchtigen. Im Anfang des Juni brach er daher mit seinen Leuten auf und überfiel die in Havelland und in der Zauche nördlich von der Havel gelegenen Dörfer des Klosters, die er ausplündern ließ. Wir wollen diesen Zug nicht im einzelnen beschreiben, weil er nichts besonders Bemerkenswerthes darbot und die Plünderungsszenen sich überall sehr ähnlich waren. Nur das wollen wir bemerken, daß dieser Zug sich ziemlich weit ausdehnte, denn Johann ging bei Böhrow über die Havel, wo er bei Werner von Holzendorff einen vergnügten Abend verlebte. Des andern Tages zog er nach dem schon früher erwähnten Dorfe Schöner-

\*) Gercken, Cod. diplom. T. VIII. S. 617.

linde, damals häufig nur das Dorf zu der Linde genannt, wahrscheinlich nach einem alten mächtigen Baume dieser Art. Es liegt kaum zwei Meilen nördlich von Berlin und anderthalb Meilen von Bernau und gehörte ebenfalls dem Kloster Lehnin. Bei seiner bedeutenden Entfernung von Plaue hatte wahrscheinlich niemand dies Dorf für gefährdet gehalten. Um so ansehnlicher war die Beute, welche Johann daselbst machte. Nach der Plünderung wurde es angezündet und der Rückweg angetreten, der wieder über Bölow ging, und auf welchem die bis dahin verschonten nicht zu entfernten Dörfer des Klosters noch viel zu leiden hatten. Der Zug, mit einer ansehnlichen Zahl von Menschen unternommen, setzte in großen Schrecken, und wer ihn kommen sah, bekreuzte und segnete sich, wenn er ohne zu Schaden vorüberzog\*).

Heinrich Stich war über den neuen Frevel, den Johann von Quitzow den Besitzungen des Klosters angethan hatte, im höchsten Maße erzürnt. Er tobte in seinem Ingrimm furchtbar, aber er war ein zu kluger Mann, um nicht gewahr zu werden, daß ein ohnmächtiges Toben nicht die Weise war, durch welche Johann von Quitzow gebändigt werden konnte. Darum bemühte er sich im Stillen, Mannen und Städte der Mark auf seine Seite zu ziehen und sie unter Versprechung jedes kirchlichen Segens zu vermögen, sich seines Klosters anzunehmen und mit seinen Mannen gegen Johann von Quitzow zu ziehen. Gewiß hat er in dieser Beziehung nichts gespart und von seiner gerühmten Klugheit ist zu erwarten, daß er kein Mittel und keinen Überredungsgrund unversucht gelassen hat. Bedenkt man, wie groß in jener Zeit die Macht der Pfaffen war, wie viel und mit welcher Klugheit sie etwas durchzusetzen verstanden, so muß man sich wundern, wenn man erfährt, daß alle seine Mühe vergebens war. Überall vernahm er dieselbe Antwort: Es sei unmöglich. Die Quitzows seien so mächtig, daß niemand von Mannen oder Bürgern es wagen dürfe, um des Klosters willen ein Pferd zu satteln oder ein Wort für dasselbe zu sprechen, wenn es gegen die Quitzows wäre\*\*). Voll Jammer und Erstaunen schlug der Abt die Hände über dem Kopfe zusammen, denn für so mächtig hatte er die Quitzows, für so verzagt die Mannen und Städte nicht gehalten. Dennoch that er nichts, um sich Johann von Quitzow zu nähern, sondern hoffte noch immer auf die Kraft seines Gebets und seiner guten Sache. Nur Dietrich hatte er sich bei einer zufälligen Veranlassung genähert und glaubte mit ihm ziemlich gut zu stehen. Indessen war Dietrich zu vorsichtig und durchschaute den Abt zu gut, als daß er diesen Umstand auf den Stand der Angelegenheiten zwischen dem Abte und seinem Bruder irgend einen Einfluß gewinnen ließ.

\*) Lehninische Klosterhandschrift im Vatican. metric. D. F. Hermanni S. 105.

\*\*\*) Eigene Worte der Kloster-Handschrift a. a. D.

Dietrichs Schwager, Albrecht Schenk, hatte sein bisheriges Verhältniß in Böhmen aufgegeben und kehrte nach Teupitz zurück, um von nun an auf den ihm zufallenden Gütern seinen eigenen Hausstand zu gründen. Apitz Schenk hatte zur Feier der glücklichen Rückkehr seines Sohnes ein Fest in Teupitz veranstaltet und zu demselben die ganze Familie eingeladen. Dietrich reiste mit Elisabeth und seinen beiden Söhnen Dietrich, jetzt 13 Jahr, und Runo, 11 Jahr alt, eben dahin; so auch Johann mit Agnes, die noch immer kinderlos waren. Konrad von Quitzow hatte von Elisabeth das ihr gehörige Dorf Hohenwalde, zwischen Müllrose und Frankfurt, gekauft und sich daselbst sesshaft gemacht. Er war jetzt 34 Jahre alt, und da er in den meisten Fehden seiner Brüder mitgefochten hatte, ein tüchtiger Kriegsmann und rüstiger Degen geworden. Daß er sich aus der Priegnitz begeben und hier in Hohenwalde sesshaft gemacht hatte, schien einen besonderen Grund zu haben und hing wohl mit einer stillen Neigung zusammen, die er für Katharina Wins, einer Tochter des reichen Patriziers Martin Wins zu Frankfurt an der Oder gefaßt hatte, welche er jedoch geheim hielt, weil er wußte, daß seine Brüder, den städtischen Adel verachtend, damit sehr unzufrieden gewesen sein würden und an eine Verbindung kaum zu denken war, wenn der Vater nicht etwa Frankfurt verließ und auf einem seiner Güter zu leben vorzog. Dennoch war die Sache Dietrich von Quitzow nicht verborgen geblieben, obwohl er sich nichts merken ließ. — Auch von den Schenken war so ziemlich die ganze Familie versammelt, nämlich Elisabeths Brüder Heinrich, Friedrich, Albrecht, Johann und George, nebst Herrn Apitz' Bruder, namens Otto, der zu Seida damals Sidow genannt, in Sachsen wohnte\*), und dessen Tochter Nonne, späterhin Abtissin im Stifte Gernrode war\*\*), welche natürlich hier fehlte.

Eine reich besetzte Tafel, so gut sie sich entfernt von einer großen Stadt einrichten ließ, hatte die ganze Familie bis dahin auf die angenehmste Weise beschäftigt. Es war ein heißer Tag gewesen, denn man lebte im Juli. Die Sonne sank tiefer und die Hitze mäßigte sich. Jetzt öffnete man die Fenster des großen Saales, um der kühleren Luft von außen den Eingang zu gestatten und die prächtigste Aussicht über den reizenden See und seine weinbekränzten Ufer bot sich dem Auge dar. Die Luft drang, selber erfrischt durch den belebenden Wellenschlag des Wassers und geschwängert mit seinem reinen Dufte wohlthuend in den Saal. Jetzt, werte Freunde, rief Herr Apitz, laßt uns die Tische und Sessel so stellen, daß wir alle die Aussicht und die reine Luft genießen können. Ihr Diener aber, bringt guten kühlen Wein herbei, damit uns

\*) Neumann, Gesch. der niederlaus. Landvögte. II. I. S. 170.

\*\*) Gauhe, Adels-Lexikon S. 2059.

der Anblick des Wassers nicht schwach mache, und du, Albrecht, erzähle uns von den böhmischen Händeln und deinem tollen Wenzel, von dem du ja eben herkommst.

Elisabeth. Da mußt du uns aber auch von König Ruprecht erzählen; denn als du das leztmal bei uns warst, wurde er eben gewählt und lag vor Frankfurt.

Albrecht. Ganz recht. Er zog dann nach Aachen, allein die Stadt verweigerte ihm den Eintritt und wollte seine Krönung nicht gestatten, weil er weder im Besitz der Reichskrone noch der Reichskleinodien war. Er knüpfte mit Wenzel eine Unterhandlung an, ihn zu freiwilliger Herausgabe dieser Kleinodien sowie zur Abtretung des Reiches zu vermögen, doch Wenzel wollte davon nichts wissen. Endlich wollte er zwar Ruprecht als römischen König anerkennen, die Kaiserwürde aber für sich behalten.

Diétrich. Die besaß er ja nicht, denn er ist ja niemals als Kaiser gekrönt worden.

Albrecht. Allerdings, indessen war er doch thatsächlich Kaiser und wollte keinen zweiten neben sich dulden. So kam es denn zwischen ihm und Ruprecht zum Kriege. Ruprecht wollte nach Rom ziehen, um sich zum Kaiser krönen zu lassen, weil er dadurch unstreitig vor seinem Gegner einen Vorzug, wenn auch nur den der Form erhielt und hatte zu dieser kostspieligen Unternehmung große Vorbereitungen getroffen, so daß er selber sich mit dem Kriege nicht befassen konnte. Er überließ ihn seinem Kurprinzen Ludwig und seinen Bundesgenossen Wilhelm von Meißen, dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg und den Grafen von Schwarzburg. Aber er wußte auch die Markgrafen Jobst und Prokop von Mähren für sich zu gewinnen und dadurch Wenzel den empfindlichsten Schaden zu thun, denn diese reizten einen Teil der Böhmen zur Empörung gegen ihn auf. Grund genug war dazu vorhanden, denn Wenzel hatte trotz des Reichsrates so willkürlich regiert wie zuvor. Im Juli 1401 ließ Markgraf Wilhelm von Meißen ein Heer in Böhmen einrücken, und sogleich vereinigten sich die aufgeregten und unzufriedenen Böhmen mit ihm, namentlich Heinrich von Rosenberg, ja selbst der Erzbischof von Prag mit einem ansehnlichen Heere. Sie gaben vor, für Siegismond von Ungarn zu handeln und verlangten durchaus eine Änderung. Wenzel geriet in Angst und schloß einen Vertrag, durch welchen er seine ganze Königsgewalt an vier böhmische Große abtrat, den Erzbischof Wolfram, den Heinrich von Rosenberg, den Bergar von Bilin und den Johann Krussina von Lichtenberg. Ihnen sollten alle Städte und Burggrafen gehorchen, sie sollten alle ledigen Ämter besetzen und alle Einkünfte verwenden. Darauf zogen die Meißner ab, bemächtigten sich aber aller in Sachsen gelegenen böhmischen Lehne. Der Kurprinz Ludwig

hatte unterdessen die Oberpfalz erobert und somit waren alle mühevollen Erwerbungen Karls IV. für Böhmen verloren.

Apiz. Ein Wunder, daß sich seine Schöpfung bei einer so unsinnigen Wirtschaft, wie sie dieser Wenzel führt, noch so lange gehalten hat.

Albrecht. Ruprecht hatte unterdessen die schwäbischen Städte für sich gewonnen und bestimmte Augsburg als Sammelplatz für das Heer, mit welchem er seinen Römerzug machen wollte. Er hoffte dadurch die Unthätigkeit seines Vorgängers zu beschämen, sich und seiner Macht das Übergewicht zu sichern und den Frieden in der Kirche wie die Rechte des Reichs wieder herzustellen. Er hatte mit vielen Staaten unterhandelt und sie theils durch Versprechungen, theils durch Ausfichten auf Familienverbindungen und dergleichen für sich zu gewinnen gewußt. Aber gerade der, auf dessen Unterstützung er am meisten gerechnet hatte, Papst Bonifaz IX., benahm sich zweideutig und suchte sein Unternehmen rückgängig zu machen. Ihm lag jetzt nach günstigen Veränderungen in Italien nichts an einer Kircheneinigung, und deshalb antwortete er ausweichend. Ruprecht kehrte sich daran nicht, sondern brach im September 1401 von Augsburg auf. Mit ihm zog seine Gemahlin Elisabeth, eine Tochter des Burggrafen Friedrich von Nürnberg, seine beiden Söhne Johann und Otto, sowie zwei Söhne des Barnabo Visconti, der von seinem Neffen, dem jetzigen Herzoge von Mailand getötet worden war. Ruprecht zog durch Tirol, erließ von Innsbruck aus ein drohendes Schreiben an diesen Herzog und befahl ihm die Räumung aller angemessenen Reichsländer und Städte. Auch alle beim Heere Ruprechts befindlichen Fürsten und Herren schickten ihm einen Fehdebrief. Der Herzog von Mailand erwiderte, er habe Land und Würde aus den Händen des rechtmäßigen Königs empfangen und werde sich beides von einem Anmaßer und Feinde des Reichs nicht nehmen lassen. Dadurch wurde Ruprechts Lage mißlich; sein Heer war nicht groß, denn alle Vasallen dienten ihm außerhalb Deutschlands nicht anders als um Sold.

Apiz. Das ist ja eine ganz neue Einrichtung. Bei allen ehemaligen Römerzügen stellten sich die Vasallen ohne Sold zur Reichsfahne.

Albrecht. Ehemals freilich, jetzt aber thaten sie es nicht. Dagegen hatte der Herzog von Mailand ein Heer von dreizehntausend schwer gewaffneten Reitern und zwölftausend Fußgängern auf die Weingebracht, die von einem tapfern und erprobten Feldherrn befehligt wurden. Am 21. Oktober 1401 kam es in der Nähe von Brescia am Gardasee zu einem Treffen, wobei die Deutschen vollständig geschlagen wurden. Erzherzog Leopold von Oesterreich war vom Visconti gefangen, aber schon nach drei Tagen wieder freigegeben worden; er kehrte in das königliche Lager zurück, rief seine Leute ab und zog mit ihnen nach

Hause. Der Erzbischof von Köln that dasselbe, und Ruprecht sah sich genötigt, nach Trient zurückzukehren. Im November rückte er mit viertausend Reitern bis Padua vor und unterhandelte mit den Republiken Florenz und Venedig wegen Hilfgelder und Hilfsvölker, ja er ging selber nach Venedig, allein er richtete nichts aus. Ruprecht geriet in solche Geldnot, daß er seine Kleinodien und sein Silbergeschirr verpfänden mußte. So sehr er sich dagegen streubte, war er doch gezwungen, den Rückzug aus Italien im Februar anzutreten; er durfte sich auf Schande und Spott gefaßt halten. Nirgends hatte man den Mut, ihn mit freudigem Zuruf und Jubel zu empfangen; eine allgemeine Düsterteit und Niedergeschlagenheit hatte sich seines Heeres und seines Gefolges bemächtigt. Als er im April 1402 die deutsche Grenze betrat, empfingen ihn die Knaben eines Dorfes mit Gesang. Daran waren seine Leute so wenig gewöhnt, daß der Haushofmeister es ihnen mit harten Drohungen und Schlägen verwehren wollte und Ruprecht es ihnen mit den Worten: „Nicht! Nicht, Hofmeister! Laßt die Knaben doch singen“, erlauben mußte.

Apiz. Mein Himmel! Wohin ist es mit dem deutschen Reichsoberhaupt gekommen!

Albrecht. Laßt uns nunmehr aber erst sehen, wie es König Siegismond von Ungarn indessen gegangen ist, an welchem ihr wohl als ehemaligem und gewissermaßen noch jetzigen Beherrscher der Mark Brandenburg noch ein näheres Interesse nehmt.

Ich habe euch früher erzählt, wie er sich nach der gegen die Türken verlorenen Schlacht von Nikopolis auf die gefahrvollste Weise gerettet, und wie er über Konstantinopel und Triest nach seinem Lande zurückgekehrt war. Hier fand er die Stimmung gegen sich sehr verändert. So lange die Ungarn ihn für einen tapfern Fürsten gehalten hatten, schienen sie nicht zu bemerken, daß er herrschsüchtig und ausschweifend war. Seine Flucht bei Nikopolis hielten sie jedoch für ein sicheres Zeichen von Feigheit und glaubten sie ihm nicht verzeihen zu können. Das Mißvergnügen wurde immer größer; es bildete sich eine Verschwörung, und die Verschworenen beriefen Vladislaus, den König von Neapel und Sohn des ermordeten Königs Karl nach Ungarn, wo er auch im Stillen ankam. Eine Menge dieser zu den edelsten Geschlechtern gehöriger Herren machten sich eines Tages auf, um König Siegismond nach Hofsitte ihre Ehrerbietung zu bezeigen. Sie brachten das Gespräch unvermerkt auf die vorgefallenen Hinrichtungen und mißbilligten dieselben zuletzt in Ausdrücken, welche alle Achtung verletzten, die sie dem Könige schuldig waren. Dieser verwies ihnen ihre Reden scharf und erinnerte daran, daß sie nicht vergessen sollten, mit wem sie sprächen. Sie antworteten darauf mit großer Hefigkeit, überhäuften ihn mit Vorwürfen,

fielen wie rasend über ihn her, zogen ihn bei den Haaren und würdet ihn ermordet haben, wenn nicht einige darunter es verhindert hätten. Aber sie nahmen ihn gefangen und übergaben ihn den beiden Söhnen des Nikolaus Gare, welcher von Johann von Horvat ermordet worden war, und diese schafften Siegismund nach ihrem festen Schlosse Sokles, wo sie ihn in einen unterirdischen Kerker setzten.

Agnes. Ein trauriges Schicksal für einen König und dabei schon der Gegenkönig im Lande!

Albrecht. Kummervoll harrete Siegismund der Entscheidung seines Schicksals im öden Kerker. Er durfte darauf rechnen, daß die Fürsten des lüzelburgischen Stammes etwas für ihn thun würden, und allerdings sammelten diese ein Heer, mit welchem sie seine Befreiung bewirken wollten. Dennoch wäre dies wahrscheinlich nicht leicht gewesen, wenn Siegismund nicht selber in seinem Geiste und seiner Gewandtheit ein Mittel gefunden hätte, sein Schicksal zu ändern. Er wußte die Witwe des Nikolaus Gare für sich durch allerlei Schmeichelreden zu gewinnen. Dann stellte er ihr vor, welche nachtheiligen Folgen eine lange Gefangenschaft oder eine harte Behandlung seiner Person für sie und ihre Söhne unvermeidlich herbeiführen müßten, da unstreitig zahlreiche Heere in kurzem aus Deutschland nach Ungarn einrücken würden; hingegen versprach er ihr, wenn sie seine Loslassung bewirken wollte, nicht nur ihre Söhne zu großen Würden zu erheben, sondern auch eine ihrer Verwandten, die Tochter des Grafen Hermann von Gilli, zu heiraten. So wußte er die übrigens kluge Frau auf den Bogen persönlichen Wohlwollens zwischen Furcht und Hoffnung hin und her zu schaukeln, bis sie selber einzusehen glaubte, daß es besser sei, ihn entlassen zu lassen, als ihn seinen Feinden Preis zu geben, welche bereits seine Ermordung beschlossen hatten.

Johann. Es bleibt doch wahr, dieser Siegismund ist der gescheuteste und klügste der lüzelburgischen Fürsten. Wie seltsam spielt ihm das Schicksal mit, und wie geschickt weiß er sich immer aus Verlegenheiten zu ziehen.

Albrecht. Frau Gare ließ ihn in einem schlechten Bauernkittel entlassen, er schlich sich glücklich durch Ungarn nach Steiermark und kam nach Gilli. Es war Nacht, und er beehrte bei Graf Hermann Einlaß. Er wurde ihm gestattet, und Siegismund, bäuerlich gekleidet, trat ein. Um die Gunst des Grafen zu gewinnen, hielt er es für das beste, seine Brautwerberei sogleich zu beginnen, und so hielt er denn sofort um eine der drei Töchter des Grafen an. Dieser wie seine Gemahlin glaubten anfangs, er habe sie zum besten, bis er ihnen seine Geschichte und sein gegebenes Versprechen mittheilte\*). Die Eltern waren überaus

\*) Cuspinian, Kaiserchronik II. II. S. 79.

verwundert und konnten sich kaum in die Sache finden. Die Wahl seiner Braut überließ er ihnen, und diese fiel auf Barbara, mit welcher die Hochzeit in den nächsten Tagen vollzogen wurde. Darauf ließ er die beiden Gäre kommen; den ältesten verheiratete er mit der zweiten Tochter des Grafen Gilli und ernannte ihn zum Pfalzgrafen des Reichs, den zweiten machte er zum Erzbischof und zum Primas des Königreichs Ungarn. So hatte er sein Wort gelöst (es geschah dies 1401), und nun stellte er sich an die Spitze derjenigen Völker, welche Jobst und Prokop für ihn gesammelt hatten. Mit Hilfe der ihm in Ungarn treu gebliebenen Partei bemächtigte er sich des Königreichs wieder, jagte den König Wladislaus nach Italien, wurde von neuem als König anerkannt und ließ die Verräter, welche an ihn die Hand gelegt hatten, hinrichten.

Wenzel war unterdessen, wie ich erzählt habe, im Jahre 1401 zu einem bloßen Schattenkönige herabgesunken. Kurz vorher hatten die lüzelburgischen Fürsten einen Augenblick ihren ewigen Zänkereien Einhalt gethan und den Entschluß gefaßt, Wenzel nach Rom zu schicken, um ihrem sehr gesunkenen Hause wieder zur vormaligen Größe zu verhelfen. Wenzel bestimmte, daß Siegismond unterdessen sein Stellvertreter in Böhmen mit ganz unumschränkter Vollmacht sein solle. Darüber wurden Jobst und Prokop neidisch und sie verbanden sich nun mit Kaiser Ruprecht, wie ich vorhin erzählt habe, um Wenzel stürzen zu helfen. Aber auch Siegismond zerfiel nach wenigen Monaten mit seinem Bruder ärger als je. Wenzel wurde von Markgraf Wilhelm und Jobst in Prag belagert und rettete sich dadurch, daß er seine Regierung den böhmischen Großen abtrat. Allein Siegismond wäre selber gern König von Böhmen gewesen und rückte im Jahre 1402 in Böhmen ein. Durch seine Unterhandlungen wußte er es dahin zu bringen, daß ihm Wenzel von seinen eigenen Unterthanen als Gefangener überliefert wurde. Er ließ ihn nach Wien in Oesterreich führen, und suchte unterdeß an der Spitze seines Heeres seine Absichten auf Böhmen zu verfolgen. Markgraf Prokop aber konnte Siegismonds Unternehmen nicht billigen und widersetzte sich der Entthronung Wenzels. Darüber kam es zwischen ihm und Siegismond zu einem Kriege. Letzterer belagerte den Prokop in seinem festen Schlosse Prezdiez in Mähren, allein es wollte ihm aller Mühe ungeachtet nicht gelingen, sich desselben zu bemächtigen. Da es auf dem Wege der Gewalt nicht glückte, beschloß Siegismond List und Verstellung anzuwenden. Er wußte den Markgrafen Prokop aus seinem Schlosse unter dem Vorwande von Unterhandlungen herauszulocken, daß er zu ihm ins Lager kam. Hier aber ließ er ihn gefangen nehmen, —

Apiz. Pfui, das ist ein schlechter Streich; ohne Zweifel hatte er ihm doch sicheres Geleit versprochen?

Dietrich. Das ist noch die Frage und ich glaube, es ist schwer, darüber zu richten. Ist gegen einen Feind Gewalt erlaubt, so gewiß auch List. Es ist keine Grenze für die erstere vorgeschrieben, wie soll sie es denn für die letztere sein? Einfältig finde ich es von dem Prokop, daß er sich selber einer solchen Gefahr ohne Mißtrauen aussetzt, denn einem Feinde, noch dazu von Siegismonds rachsüchtiger Gesinnung, muß man mißtrauen.

Apiz. Die Anwendung von List ist es nicht, die ich tadle. Aber hier ist Hinterlist gebraucht und das ganze Benehmen ist sehr unritterlich. Mir widersteht es.

Albrecht. Als Siegismond den Prokop in seiner Gewalt hatte, ließ er ihn an einen Dummler oder Mauerbrecher binden.

Agnes. Halt, ihr kriegserfahrenen Männer! Ich habe noch keinen Dummler gesehen.

Albrecht. Es ist ein schwerer Balken, vorn mit einem eisernen Kopfe versehen und so eingerichtet und auf ein Gestelle gelegt, daß er mit großer Kraft gegen eine Mauer gestoßen werden kann, die dadurch nach und nach zertrümmert wird\*). — An einen solchen Mauerbrecher ließ Siegismond seinen Vetter binden und ihn so gegen die Mauer führen. Die Belagerten hatten nun die Wahl, entweder die Thore zu öffnen oder ihren Herrn an der Mauer zerschellen zu lassen, denn der erste Stoß des Mauerbrechers hätte ihn zermalmt. Man übergab die Beste; Siegismond aber ließ seinen Vetter nach Brünn führen, ihn in einen Turm sperren und dort Hungers sterben\*\*).

Agnes. Schrecklich. Ihm wäre es besser gewesen, seine Unterthanen hätten weniger Mitleid mit ihm gefühlt und hätten das Schloß nicht übergeben.

Dietrich. Es beweist wieder meine Behauptung: zu großes Mitleiden macht das Übel ärger.

Apiz. Ist es aber nicht gräßlich, daß diese lützelburgischen Fürsten, überall umringt von Feinden, sich unter einander selbst vertilgen wie die Spinnen, und im tollen Wahnwitz die Waffen nicht bloß nach außen sondern auch gegen einander kehren? Es muß ein schwerer Fluch auf diesem Hause ruhen, es scheint dem Untergange geweiht, den finstern Mächten verfallen. Markgraf Johann ist bereits durch seine Vetter vergiftet, Siegismond ist demselben Tode bisher noch durch ein halbes Wunder entgangen, Prokop hat durch seinen Vetter den Hungertod erdulden müssen, Wenzel ist bei lebendigem Leibe in ein vernunftloses Tier verwandelt, und Jobst spuckt gewissermaßen nur noch auf der Erde. Welch ein Haus, Welch ein Geschlecht!

\*) Jahrbücher Joh. Vindenblatts von Voigt u. Schubert, S. 26 Anmerk.

\*\*) Balbin. Epit. rer. Bohem. S. 410—412.

Elisabeth. Wie ist denn dem König Siegismond seine Heirat gelungen, die er auf so wunderbare Weise eingeleitet hat? Was ist die Königin für eine Frau?

Albrecht. Deine Frage setzt mich halb und halb in Verlegenheit, denn es läßt sich schwer von ihr sprechen. Königin Barbara von Cilli ist die kräftigste und ausgebildetste Sinnlichkeit, welche vielleicht dermalen auf Erden lebt. Das ist die Grundlage ihres ganzen Wesens, daraus entwickelt sich ihre ganze Eigentümlichkeit. Sinnliches Vergnügen ist ihre Seligkeit, sie kennt kein anderes, will von keinem andern wissen. Jeder Moment, in welchem sie es entbehren muß, scheint ihr verloren. Nichts kommt ihr lächerlicher und thörichter vor als sich ein sinnliches Vergnügen zu versagen. Mäßigkeit und Enthaltjamkeit betrachtet sie als die größten Thorheiten. Alle Märtyrer und Heiligen hält sie darum für Wahnsinnige und Narren, die Erzählungen von ihrem Leben für lauter Fabelwerk, Mönche und Nonnen für Thoren oder für scheinheilige Betrüger. Sie ist dabei aufrichtig und ehrlich genug, sich frei auszusprechen und sich zu geben wie sie ist, denn nichts scheint ihr vernünftiger als ihre Ansicht der Welt und des Lebens. Sie behauptet frei und ist davon überzeugt, daß der Mensch nur einmal lebt, daß es keine übersinnliche Welt giebt, daß alles, was der Christenglaube darüber lehrt, Narrenwerk ist, daß alle Gebräuche der Kirche Possen sind, und daß man nichts Aßberneres thun kann als zu fasten und zu beten. In ihrer Umgebung duldet sie niemand, der nicht ihrer Ansicht ist und alle ihre Hofräulein und Damen hält sie dazu an, nach ihren Grundsätzen zu leben. Sie ist die Unkeuschheit selber, kein Mann, der ihr gefällt — und dazu gehört nur, daß er kräftig aussteht — hat vor ihr Ruhe, sie ist unersättlich und — \*)

Agnes. Heilige Mutter Gottes, das ist ja ein schreckliches Weib! Halt ein und vollende nicht! Und Siegismond duldet das?

Albrecht. Er läßt sie gewähren und thut, als ob er nichts davon wisse, denn er selber führt ein sehr ausschweifendes Leben und hat ihr in dem Punkte nicht viel vorzuwerfen. Ihre große Verachtung der Geistlichen macht denn freilich, daß diese ihr alles mögliche Böse nachsagen und, um den Eindruck ihrer gefährlichen Lehren zu schwächen und ihr verführerisches Beispiel unwirksam zu machen, sie wie eine Ausgeburt der Hölle schildern. Vieles von dem, was man ihr nachsagt, ist sicherlich übertrieben, aber dennoch gewiß, daß sie in der größten Sinnlichkeit völlig erstickt ist. Ihre hohe Stellung gestattet ihr eine ganz freie Meinungsäußerung, dabei ist ihr ein gesunder Verstand nicht abzusprechen und die Art, wie sie sich frei über Dinge ausspricht, welche

\*) Cuspinian, Kaiserchronik Bd. II. S. 89.

Frauen sonst nicht gern berühren, hat für viele etwas sehr Anziehendes; ja man sollte nicht glauben, daß selbst ihre Ansichten über die Religion bei vielen, bei sehr vielen, mehr als man es denken möchte, Anklang finden. Ihr Hof ist eine Sammlung von Religionspöthern und zugleich eine hohe Schule der ärgsten Liederlichkeit.

Apiz. Sie erscheint nur als die verkörperte Ursache des Verderbens im lüzelburgischen Hause, denn völlige Versunkenheit in Sinnlichkeit, tierische Wollust und Liederlichkeit macht das Unglück desselben, wie wir es in Wenzel erblicken. — Aber seht, die Sonne ist gesunken, ihr letzter Strahl verglimmt. Wie wäre es, wenn wir eine Wasserfahrt auf dem See machten? Die schöne Abendkühle ladet ein. Wer nimmt teil?

Wir alle! rief die Gesellschaft und die Männer führten die Frauen die Stiege hinunter. Vier Rähne nahmen die Gesellschaft auf und dahin glitten die Fahrzeuge auf dem Spiegel des klaren Gewässers. Taktmäßig bewegten sich die Ruder der arbeitenden Knechte, die laue Sommerluft umfächelte sanft Busen und Wange. Der Mond war im Osten emporgestiegen und glänzte immer heller durch die Dämmerung des Abends, aus der Ferne tönte das muntere Gezirpe der Grillen und der lockende Schlag der Wachtel. Das alles machte unsere frohe Gesellschaft so munter, daß sie Gesänge anstimmte, was in jener Zeit weit häufiger war als jetzt, ungeachtet unserer kunstfertigen Ausbildung des Gesanges.

Endlich kehrte man nach genossener Lust im hellen Mondenschein, der von tausend Wellen immer wieder neu zurückgefunktelt wurde, nach dem Schlosse zurück, um der Ruhe zu pflegen und neue Kräfte für die Genüsse des morgenden Tages zu sammeln.